

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **11 (1931-1932)**

Heft 9

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Offiziere zu finden. Bedingung ist die Zweisprachigkeit allerdings nicht. Einzig für Instruktionsoffiziere wird die Kenntnis einer zweiten Landessprache gefordert.

So hat sich in der Schweiz die Gleichberechtigung der Sprachen nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in der Armee zum selbstverständlichen Grundsatz entwickelt. Irgendwelche Gefahr für ihre Einheit ist der Armee daraus nie entstanden. Im Gegenteil, als während des Weltkrieges sich die Sympathien der Landesteile den verschiedenen kriegführenden Parteien zuwandten, herrschte in der Armee strengster Neutralitätswille vor, der alle gefühlsmäßigen Hinneigungen zu der einen oder andern Seite der Kriegführenden einzudämmen vermochte und so die Armee zum stärksten Bindeglied zwischen den einzelnen Sprachgebieten machte.

Gottfried Zeugin.

Bücher Rundschau

Schweizerische Energiewirtschaft.

Dr. Max Leo Keller: Schweiz. Energiewirtschaft, Die Notwendigkeit und volkswirtschaftliche Bedeutung einer einheitlichen Planwirtschaft für die schweizer. Elektrizitätsversorgung; Verlag Sauerländer, Aarau, 1931; 112 S. mit zahlr. Tabellen usw.

Der Verfasser ist unsern Lesern durch seine in Nr. 8 und 9 des VI. Jahrganges (1926/27) der „Monatshefte“ veröffentlichte Arbeit über „Das Problem der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft, eine Kritik und ein Weg zur Lösung“, bekannt. Die dort entwickelten Gesichtspunkte werden in der vorliegenden Schrift erweitert und vertieft. Unsere Elektrizitätswirtschaft leidet an einer unheilvollen Zersplitterung. Wohl weist sie beachtenswerte Einzelleistungen auf, die der schweizerischen Technik ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Aber volkswirtschaftlich arbeitet sie nicht unter dem Gesichtspunkt der höchsten Nutzwirkung. Ein Blick in die Veröffentlichungen der Weltkraftkonferenz vom Jahre 1929 zeigt, daß die Schweiz in Bezug auf Ausnützung der installierten Leistung unter den 15 angeführten Ländern an drittletzter, in Bezug auf Ausnützung des investierten Kapitals an letzter Stelle (!) steht. Kanada und Norwegen, die wie wir ausgesprochene Wasserkraftländer sind, zeigen in diesen Punkten eine zwei- bis dreifache Überlegenheit gegenüber der Schweiz. Wir kämen bei Verwendung von Dampfkraftwerken zur Erzeugung unseres Energiebedarfs im Jahre um 19 Millionen Franken billiger als wir

mit unserer unwirtschaftlich arbeitenden Elektrizitätswirtschaft heute kommen. Die gegenwärtige schweizerische Elektrizitätswirtschaft könnte sich in ihrer jetzigen Form gar nicht halten, wenn sie dem freien Konkurrenzkampf überlassen würde.

Unsere Wasser- und Elektrizitätspolitik wirkte sich anfänglich durchaus vorteilhaft aus. Dann ist aber immer mehr versäumt worden, sie rechtzeitig planmäßig auszugestalten. Kann man für dieses Versäumnis auch nicht einen unmittelbaren „Schuldigen“ verantwortlich machen, so liegen die Ursachen der jetzt eingetretenen Fehlwirtschaft doch ganz offensichtlich in einer allzusehr Sonderinteressen verfolgenden Werkpolitik und in der Engherzigkeit, mit der verschiedene Kantone ihre Hoheit auf diesem Gebiet wahren. Keller leugnet durchaus nicht die geschichtliche Berechtigung eines gewissen kantonalen Partikularismus. Nur hat dieser im modernen Wirtschaftsleben keinen Platz. Entschuldigen kann man die Unzulänglichkeit unserer heutigen Energieversorgung sehr wohl mit historisch-politischen Gründen. Aber unserer so eng mit der Weltwirtschaft verflochtenen Industrie ist mit einem solchen Hinweis wenig geholfen. Ihr ausländischer Abnehmer zahlt ihr deswegen keinen Rappen mehr, ob sie sich noch so sehr auf konstitutionelle und politische Sonderheiten ihres Landes berufe.

Zur Abhilfe schlägt Keller eine elektrische Planwirtschaft vor, die mit der Zerstückelung und Zerreißung des schwei-

zerischen Wirtschaftsgebietes in größere und kleinere selbständige und willkürliche Teile ein Ende macht. Dabei würde es sich nicht etwa um eine „Verstaatlichung“ handeln. Der Staat hat lediglich die gesetzlichen Grundlagen für die Vereinheitlichung zu schaffen und die Oberaufsicht zu führen. Leitung und Verwaltung geschehen auf privatwirtschaftlicher Grundlage. Neben den großen Vorteilen einer solchen einheitlichen Planwirtschaft verkennet Keller auch nicht deren allfällige Nachteile. Der Ausdehnung der Planwirtschaft ist eine Grenze gesetzt in der Leistungsfähigkeit und der Fähigkeit des Überblicks des Leiters. Beide Elemente sind von der Güte der inneren Organisation abhängig. Mit andern Worten: es handelt sich bei dieser Neuordnung unserer Elektrizitätswirtschaft letzten Endes um einen Einzelausschnitt aus unserer gan-

zen staatlichen Neugestaltung und deren Grundfragen: der Vereinheitlichung unter gleichzeitiger Ausgliederung, der Neugestaltung der willensbildenden Organe und der Führung.

Wird von den für unsere öffentliche Meinung heute verantwortlichen Instanzen, von den Parteien und der Presse, diese Frage, die schon wegen der Erhaltung unserer Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt von entscheidender Bedeutung ist, endlich mit der nötigen Entschlossenheit und Wahrhaftigkeit aufgegriffen werden? Die Schrift Kellers bildet wegen ihrer umfassenden Beherrschung des Stoffes und unbeirrbar sachlichen Standpunktes die gegebene Unterlage dafür. Die „Anklage“ liegt in ihr vor. Werden die „Angeklagten“ ihre beste Verteidigung lediglich wieder in — Stillschweigen sehen?
Hans Dehler.

Zwischen Frankreich und Deutschland.

Gustave Hervé: Versöhnung oder Krieg; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der politische Wille von Europa schwankt zwischen zwei Polen: auf der einen Seite wirken in ihm die alten Interessenformen und politischen Ziele der Vorkriegszeit weiter und er treibt in den Bahnen des alten halb machtpolitisch, halb nationalwirtschaftlich gerichteten Imperialismus; Kolonialpolitik im alten Stil ist immer noch eine Vorzugsbeschäftigung von ihm, auch wenn die Weltverhältnisse dafür nicht günstig sind, und so verschärfen die Kolonialrivalitäten die historischen Gegensätze auf dem Kontinent. Zugleich aber zwingt die Schicksalsverbundenheit aller abendländischen Wirtschaftskreise immer wieder zum Zurückstellen der Streitigkeiten und zu Versuchen einer Zusammenarbeit. Die politischen Unruhen und die nationalstaatlichen Wirtschaftseingriffe verstärken die Schwierigkeiten, mit denen der Spätkapitalismus ringt, der zudem mit den Nachwirkungen des Weltkrieges belastet ist, sodaß immer neue Versuche unternommen werden, die Regierungen aus ihrem kurzfristigen und kleinlichen Kampf um das nationale Interesse herauszureißen und zum Bewußtsein der Gesamtbedürfnisse zu bringen. Bei dem Wandel der Wirtschaft sind so die alten Interessensformen überlebt; neue politische

Lebenszusammenhänge bilden sich aus wirtschaftlichen und andern Gründen.

Auch wenn die politischen Parteien, im besondern der Nationalismus noch stark die alten Zielsetzungen der Außenpolitik vertreten, so hat sich hinter dem Vorhang dieser verbrauchten politischen Formeln und Zielsetzungen doch ein Wandel in der innern Einstellung vollzogen. Der Nationalismus von heutzutage glaubt lange nicht mehr so sehr an den Sinn von Macht und Machtausbreitung für die Erfüllung des Nationalen, wie sein Vorgänger der Vorkriegszeit, der ganz der Ausdruck des expansiven eroberungsgierigen Staatswillens seiner Zeit war. Wohl steht diesen Parteien immer noch die nationale Lebensbehauptung im Vordergrund der politischen Tätigkeit und sie suchen daher eifrig und eifersüchtig die Kraft ihrer Völker für den Lebenskampf zu wahren und zu stärken; aber auch sie sehen lieber ein beruhigtes und freundschaftliches Miteinanderleben der europäischen Völker an Stelle des jetzigen Spannungszustandes. Doch die gefährlichen Konflikte und drängenden Volksnöte, wie sie aus der Nachkriegsordnung von Europa sich ergeben, zwingen sie in mißtrauische Wachsamkeit gegenüber den Nachbarn, abgesehen davon, daß diese Nachbarschaften immer schon durch die Geschichte schwer belastet

sind, und bei dem dadurch verschärften Existenzkampf der Völker halten sie sich an die übernommenen machtpolitischen Schutzmittel. So wirken die Bindungen an die alten politischen Zielsetzungen, vor allem auch der Kolonialpolitik, und die durch Gewalt begründeten und erhaltenen europäischen Verhältnisse der Gegenwart sich zwangsmäßig in immer neuen Reibungen und Gegensätzlichkeiten aus zwischen allen Großmächten, obwohl deren Völker und Parteien fast durchwegs den Frieden suchen, wenn auch einen nationalen Frieden.

Um Frankreich und Deutschland aus diesem laßenden Wirrjal von Interessenkonflikten und Mißtrauen zu befreien, hat der nationalistische französische Politiker Gustave Hervé versucht, einen Vorschlag zur Abänderung des Vertrages von Versailles vor die öffentliche Meinung beider Länder zu bringen. Er wollte damit eine Verständigungsbasis für die gegensätzlichen politischen Willensrichtungen der beiden Nachbarn geben, die den wichtigsten Lebensinteressen beider gerecht würde und damit die Grundlage für ein ehrliches und gesundes Freundschaftsverhältnis sein könnte. Hervé hat sich befreit von den Hemmungen des französischen Standpunktes, gelangt zu einem freien und offenen Verständnis der deutschen Lage und sieht die Dringlichkeit und innere Kraft der deutschen Revisionswünsche ein. Er macht sich frei von allem Moralisieren über Kriegsschuld und Sühne, auch wenn er darin den französischen Standpunkt teilt, weil er die Fragwürdigkeit solcher historischer Schuldprobleme erkennt und weiß, daß man ein Volk nicht in seinen wichtigen Lebensinteressen ungestraft auf lange Jahre hinaus schädigen, und ihm eine regelrechte Sühnungskur dafür auflegen kann, daß vielleicht seine Führer sich einmal in der Geschichte verfehlt haben. Daß Deutschland sich mit der jetzigen Ordnung nie abfinden will und kann, weil zu viel wirtschaftliche und nationale Werte dadurch geschädigt, weil überhaupt die Selbständigkeit dieses großen Volkes zu sehr gebunden ist, steht ihm eindringlich vor Augen. So vermag Frankreich allein durch seine überlegene Macht die Verhältnisse stabil erhalten.

Unser Politiker hat aber kein Vertrauen in den Dauerwert der Macht, weil die politische Konstellation Europas sich in nicht ferner Zeit ändern kann,

und sieht deshalb für Frankreich den einzigen zuverlässigen Weg zur Wahrung seines nationalen Bestandes in einer opferwilligen Versöhnungspolitik. Der weitblickende Nationalist vertraut, daß ein großmütiges Entgegenkommen Frankreichs gegenüber den deutschen Wünschen, soweit als es die eigene Würde und die vitalen Interessen erlauben (er denkt an Aufgabe der Reparationen, Rückgabe des Korridors, Anschluß und Kolonien und Aufhebung der Rüstungsbeschränkung), Deutschland zu einer Umstellung seiner jetzigen Gesinnung bringen würde.

Solch große Opfer, die eine tiefgehende Änderung der jetzigen europäischen Organisation mit sich bringen würden, sind ihm kein zu großer Preis für die Freundschaft Deutschlands.

Diese Auffassungen entwickelte er in einer Aufsatzreihe in der „Victoire“, seiner eigenen Zeitung; sie sind nun in deutscher Übersetzung erschienen. Hervé suchte von den Führern der deutschen nationalen Parteien vorbehaltlose Zustimmung zu seinem Programm zu erhalten; er verlangte von ihnen die Zusicherung, daß ihre Anhänger von diesen Zugeständnissen Frankreichs ganz zufriedengestellt seien und nach ihrer Erfüllung zu einem ehrlichen Freundschaftsbündnis mit diesem Nachbarn bereit wären. Er hoffte wohl, eine Bewegung der öffentlichen Meinung in Deutschland für seine Aktion zu Stande zu bringen, um damit seinen Landsleuten die Gangbarkeit dieses Versöhnungsweges darzeigen zu können. Leider verhielten sich die deutschen Führer Selbste und Hitler mißtrauisch zurückhaltend, obwohl sie ihre Verständigungsbereitschaft erklärten. In Frankreich selber erfuhr Hervé fast nur schroffe Ablehnung.

Man mag Hervé vorwerfen, wie es die meisten Franzosen taten, daß er die Fragen zu sehr vereinfache, die schweren Konsequenzen seiner Forderungen für Frankreichs Welt- und Machtstellung zu wenig in Betracht ziehe. Sein Vertrauen zu Deutschland vor allem fand bei den Franzosen wenig Anklang, besonders in diesen Fragen, bei welchen der Druck der Interessengewalten in allen Ländern die moralischen Hemmungen meistens noch beiseite geschoben hat.

Doch sieht Hervé gerade bei der Einfachheit und Geradlinigkeit seiner Blickweise die Hauptlinien der gegenwärtigen

Lage umso klarer und weiß zu unterscheiden zwischen den Grundinteressen und nebensächlichen Werten, während die französischen Berufspolitiker mit ihren vorsichtigen und komplizierten Methoden immer alles berücksichtigen und kein Opfer zugeben wollten und darüber die Arbeit an einer gerechteren Ordnung vergessen haben. Es ist kein großes Verdienst, als nationalgeinnter Franzose zu einem unbefangenen Blick über die europäische Politik gelangt zu sein und auch die Lebensforderungen eines andern Volkes erfassen zu haben. Er vertraut, daß die beiden Völker, sobald sie ein ungestörtes und freies Dasein nebeneinander haben, durch die Gemeinsamkeit der abendländischen Kultur- und Wirtschaftsinteressen verbunden, freundschaftlich miteinander leben werden, und darin liegt auch die einzige sinnvolle und lebensfähige Aussicht auf eine europäische Verständigung.

H a n s B ö h i.

Pierre Viénot: Incertitudes Allemandes; Valois, Paris.

Die meisten Bücher, die seit Kriegsende in Frankreich über Deutschland erschienen, waren sogenannte Reportagen, d. h. Berichte ziemlich wahllos aufgegriffener Eindrücke von einem wenigwöchigen Aufenthalt, der sich meistens nur an die praktisch brennendsten und populärsten Fragestellungen hielt und entsprechend meistens vergrößerte bis verfälschte Ergebnisse nach Hause brachten. Pierre Viénot setzt sich in seinem Aufsehen erregenden Buche „Incertitudes Allemandes“ von vornherein (nach einem sechsjährigen Aufenthalt) die Aufgabe, nicht Deutschland, sondern die Art zu beschreiben, wie es aufgefaßt werden muß. Frankreich, sagt er, wünscht meistens nur zu erfahren, ob seine Unruhe berechtigt ist, und wie Deutschland dazu gebracht werden kann, sich mit den Verträgen abzufinden. Hört es von deutscher Unruhe und Kulturkrisis, so glaubt es, diese könnte durch ein glattes Ja zu der Fragestellung der französischen „Zivilisation“ ohne weiteres geheilt werden. Es empfindet als unzulässig, daß Deutschland mit ganz anderen Fragestellungen an das Kulturproblem herantritt. Es bedarf eines völligen praktischen Desinteressements, um Deutschland zu verstehen. Nicht nach Tatsachen soll zuerst gefragt werden, sondern nach Haltungen, Linien, Le-

bensgefühlen. Gegenüber den einfachen Alternativen, die Frankreich hier anzulegen pflegt, erscheinen dann zwanzig Deutsche in allerhand Mischungen, welche alle nicht auf jenes Ja oder Nein antworten. Nur unter dem eigenen Gesichtswinkel können diese Deutsche verstanden werden, und diese Gesichtswinkel werden reichlich dargeboten, denn Deutschland studiert sich leidenschaftlich selbst. Eine nahezu unschuldige Bewußtlosigkeit wie die des „Temps“ findet sich dort nicht mehr. Und diese Innenschau geht nicht ins Leere; allen deutschen Aufspaltungen liegt eine Krisis zugrunde; das wirklichste Deutschland ist eine Philosophie, eine Weltanschaulichkeit. Die zentrale Kulturkrisis geht hier darauf zurück, daß der Begriff der Kultur selber absolut fragwürdig geworden ist. Im Gegensatz zum französischen Zivilisationsideal redet der Deutsche von „Kulturen“ im Pluralis. Jede Kultur ist ein Gesamtstil, der von innen gesehen absolut ist, eine einheitliche Gestaltung des unbewußten Geistes einer schöpferischen Gemeinschaft. Die anderen Kulturen werden von da naiv bewertet, angeglichen oder verdammt. Sobald aber dieses Verhältnis bewußt geworden ist, sieht man alle Kulturen von außen, alle sind relativ geworden, und damit ist Kultur überhaupt unmöglich geworden. Auf diesem Standpunkt steht heute Deutschland. Der Gedanke ist bei sich selbst angelangt, das Bewußtsein läßt sich nie wieder rückgängig machen.

Diese Einstellung richtet sich zunächst gegen das letzte Kulturideal, die bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts, welche weitgehend auf einer bestimmten Wirtschaftsverfassung beruhte, deren Voraussetzungen heute nicht mehr zutreffen. Der Individualismus der kapitalistischen Periode ist in Deutschland durch die zwangsläufige Ausdehnung des „Fürsorgestaates“ weitgehend der Grundlage beraubt. Ein ungeheurer Bruchteil aller Einkommen geht durch die Hand des Staates, ein weiterer ebenso rapid anwachsender wird durch Abzüge für die Fürsorge an den Staat zurückgeleitet. Diese Verflechtungen ergeben eine ungeahnte Abhängigkeit des Einzelnen, welcher so den Schwankungen der Gesamtheit immer mehr unterliegt, wodurch ein allgemeines Unsicherheitsgefühl entsteht. Der Sozialismus arbeitet daran, diese Abhängigkeit noch zu er-

höhen; er kämpft zwar heute eigentlich für manche der abgelegten Ideale der bürgerlichen Gesellschaft, jedoch durch seine Theorie vom ideologischen Überbau verstärkt er noch den allgemeinen geistigen Relativismus. Dieses umfassende Unsicherheits- und Vorläufigkeitsgefühl, das Bewußtsein, dauernd am Rande des Abgrundes, am Vorabend neuer Zusammenbrüche zu leben, wird nun, wie Viénot zeigt, in Deutschland weitgehend positiv gewendet. Gewißheit, da inhaltlich ehrlicherweise nicht aufweisbar, gilt als etwas Unmoralisches. Abgesehen von bestimmten ausschweifenden Geistesformen, die eine geradezu krankhafte selbstzweckliche Liebe zum Chaos aufweisen, taucht nun aus der allgemeinen Auflösung etwas Positives auf: ein neuer Realismus der Tatsachen einerseits, ein Sichanklammern andererseits an das, was zu bleiben scheint, an das Leben selbst. Da sich das sehnüchtig erwartete neue Quellen des Grundes, welches eine neue Gemeinschaft, eine neue Kultur erschaffen könnte, nicht zeigen will, so hält man sich wenigstens an das Leben in seiner individuellen und greifbaren Form. Bei allem Suchen nach bindender Gemeinschaft ergibt sich ein ungeheurer Individualismus, eine Duldsamkeit gegenüber aller aufrichtigen Weltanschaulichkeit, eine Abspannung aller sozialen Bindungen und Übereinkünfte (genau parallel mit der oft wiederholten Feststellung Frau von Staels bemerkt Viénot hier, daß es keine Lächerlichkeit mehr gibt, ein den Franzosen besonders auffälliger Sachverhalt, der an das Aufhören der festen sozialen Konvention geknüpft ist). Die sexuelle Entfesselung, urteilt Viénot, bedeutet nicht eine einfache Ausschweifung, sondern den Beginn einer dauernden Verlagerung der moralischen Grenzen infolge dieser Konventionszerstörung. Überall stehen beim geringsten Anlaß die letzten weltanschaulichen Ausrichtungen zur Erörterung: jeder Wahlkampf ist ein wahrer babylonischer Turmbau. Deutschland hat sich in der ihm wesensgemäßen Anarchie wiedergefunden. Deutschland war eigentlich immer ein großer 30jähriger Krieg zugunsten der Ideenwiderstreite, die gerade in der Luft lagen. Deutschland sucht die Bewegung um ihrer selbst willen. Und heute ist diese Strebung auf ihrem Gipfel angelangt. Das Bewußtsein hat alle haltenden Formen durchbohrt und wegge-

räumt, da sie tote Hemmungen geworden waren, und übrig geblieben ist eine Freiheit, die nur noch das Leben anerkennt — eine Freiheit, die aber nicht diejenige der Jugend ist, sondern die des Alters. Doch aber ist dies ein Alter, das in der Entfesselung vielleicht eine neue Jugend zu finden vermag. Nirgends ist wie in Deutschland der Wille zum Leben so groß, so unerschütterlich gesonnen, durch die Krisis unnachlässig hindurchzuleben bis zu ihrem Um-schlagen in das neue Ja. Nirgends aber ist zugleich die Lage in diesem Mittelpunkt des Sturmes trotz aller Einzelösungen und Einzelleistungen unter dem Druck der äußersten Bewußtheit so hoffnungslos. Das ergibt als letzte Haltung eine ganz seltsame Mischung von höchstem Mut und tiefstem Fatalismus, eine bejahte Angst als Grundhaltung, eine Flucht nach vorne in die unverlierbare Zukunft.

Viénot fügt dieser tiefgrabenden Analyse eine kurze und weniger systematische Anwendung auf die Politik an. In der Innenpolitik zeigt er, wie gar nicht die französische Frage nach Reaktion oder Fortschritt diesem Komplex gegenüber überhaupt angreift. Er nähert sich nur insoweit dieser Alternative, indem er die Deutschen ermahnt, nicht aus der Hoffnungslosigkeit des Neuen sich das Alte wieder unterstehen zu lassen, nicht aus nachdemokratischer Gesinnung vor-demokratisch zu werden: Eine Verwechslung, die offenbar nahe liegt. Betreffs der Außenpolitik sucht er gleichfalls einerseits den allzu einfachen Formulierungen auszuweichen, andererseits doch alles in die große Grundproblematik einzustellen. Deutschland kennt nicht die instinktiven nationalen Reaktionen Frankreichs, es hat nicht den Universalismus fest in seinen Patriotismus eingestellt, sondern gerade im Kriege war seine Haltung weitgehend die des Protestes der Autonomie gegen diesen nicht immer wahrhaftigen Universalismus. Schon daß Deutschland zwischen der Nachahmung der Anderen und der krampfhaften Betonung des Willens, ganz deutsch zu sein, ausgespannt ist, zeigt, daß es sich selbst nicht wie dort absolut ist. Seine Sache ist die Haltung auf das Zukünftige hin, welches nur denen verdächtig sein kann, welche die Zukunft als etwas Trauriges ansehen. Diesen muß Deutschlands Zukunftsfragen Angst machen. Frankreich

kann diese Revolution zweifellos, wenn es will, niederknallen. Aber Deutschland nährt gegen Frankreich keine notwendige Feindseligkeit.

Wenn Frankreich sich dem Zukunftsstreben verstehend und teilhabend öffnet, so ist ein Zusammengehen möglich. „Es könnte nach gewissen Theoretikern scheinen, daß die schöpferische Rolle (la vertu) Frankreichs in der Welt immer aus klugem Maßhalten gemacht war — wie das zweifellos durch die Jahrhunderte jene kleinen Sachen bezeugen, die unsere Kathedralen, Versailles und die französische Revolution bedeuten. . . In den Augen gewisser Anderer war sie auch gemacht aus Kühnheit und Größe. Unsere Einstellung gegen Deutschland wählen heißt in erster Linie die Idee wählen, welche wir uns von Frankreich machen.“

Schon aus diesem kurzen Berichte wird hervorgehen, daß das Buch von Biénot, welches in Kürze bei der Frankfurter Societätsdruckerei deutsch herauskommen wird, eine Erscheinung von höchster Bedeutsamkeit darstellt.

Erich Brod.

Marcelle Cappy: Des hommes passèrent; Edition du Tambourin, Paris.

Dieser Roman hat in Frankreich in drei Monaten eine Auflage von 50,000 Stück erlebt. In deutscher Übersetzung (bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) trägt er den Titel „Frauen im Joch“. Daß dem Übersetzer der Titel „Männer gingen vor-

über“ unzulänglich erschien und er statt seiner das Buch „Frauen im Joch“ nannte, deutet auf dessen Grundmangel hin: es fehlt ihm die einheitliche Linie. Der erste größere Teil handelt in der Tat von „Frauen im Joch“. Als im August 1914 die Männer in den Krieg ziehen, bleiben im Dorf — es handelt sich um ein Bauerndorf Südfrankreichs — neben Greisen und Kindern nur die Frauen zurück. Sie müssen nun die schwere Männerarbeit auf dem Feld und im Weinberg verrichten. Die Schilderung, mit wie viel Hingabe und Zähigkeit sie der Erde ihre Früchte abringen, entbehrt nicht der Größe. Im letzten Kriegsjahr ist die Kraft der Frauen dann aber zu Ende. Jetzt werden ihnen Kriegsgefangene zugeteilt, zuerst deutsche, nach dem Waffenstillstand russische. Es berührt außerordentlich angenehm, wie die Verfasserin der Volksart des „Feindes“ gerecht zu werden sucht. Die Deutschen werden förmlich idealisiert. Da auch mit ein paar Worten noch von Belgiern und Amerikanern die Rede ist, soll der Titel wohl dieses „Vorübergehen“ von Vertretern verschiedenartiger Völker ausdrücken. Dem Umstand, daß es nach keiner Richtung ausgesprochen Stellung nimmt, auf keine der berührten Fragen tiefer eingeht, dafür mit um so mehr Rücksichtigkeit ein wenig von allem bringt, dürfte das Buch seinen Erfolg verdanken. D.

Licht aus dem Osten?

Theodor Kampmann: Licht aus dem Osten. Dostojewskis Grunderkenntnisse über die menschliche Gemeinschaft. 237 S., Bergstadtverlag, Breslau, geb. 6.90.

Seit den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wird Dostojewski im Westen gelesen und ernste Menschen erkannten, daß hier viel mehr Tiefe und russischer Geist zu finden ist wie bei den europäisierten Russen von der Art der Turgenjew, Tolstoi u. a. Im letzten Jahrzehnt fängt aber Dostojewski an, in weitere Kreise zu dringen. Die große Piper-Ausgabe und die Rätsel, die uns heute Rußland aufgibt, mögen dazu nicht wenig beigetragen haben. Ja Dostojewski wird fast Mode, und betriebsame Kinomänner haben sogar die

Brüder Karamajoff zu einem Filme ausgeschlachtet. Eine Geschmacklosigkeit, denn das Wesentliche von Dostojewski — Seelenforschung und Weltanschauung — läßt sich nicht nach Kinomanier wiedergeben. Überhaupt ist die Lektüre von Dostojewski nicht ganz leicht und ich glaube, daß viele, die ihn heute im Munde führen, sich kaum zu seinem Verständnis die Zeit nehmen können. Da mag das oben angekündigte Buch sehr nützlich und empfehlenswert sein. Es gibt einen Querschnitt durch das Gesamtwerk und zeigt, wie die einzelnen Bücher den Stufen seiner Entwicklung sich anpassen. Immer dreht sich sein Denken um die Frage nach Gott und um die andere Frage, ob eine menschliche Gemeinschaft ohne Gott möglich sei.

Die ganze vielseitige russische Personenwelt, die Dostojewski schildert, verneint diese Frage. Sein Aufenthalt in Europa vor mehr als 50 Jahren erfüllt ihn mit Entsetzen. Er findet ein „Land ohne Gott“ und bedauert, daß Rußland von dieser Gottlosigkeit angesteckt sei und erhebt seine warnende Stimme. Indem Kampmann in übersichtlicher Weise diese Gedanken aus Dostojewski herausliest, erschließt er den tieferen Sinn der Werke, der dem Leser entgeht, wenn er nur die „Geschichten“ sieht. Zum Schlusse spricht Kampmann noch über die abfäl-

ligen Urteile, die Dostojewski über den Katholizismus und Protestantismus hat — sie entbehren nicht ganz der Wahrheit — und weist seine einseitig günstige Beurteilung der russisch-orthodoxen Auffassung des Christentums zurück. Hier hat sich wohl Dostojewski getäuscht und auch der russischen Seele ein tieferes Verständnis der christlichen Lehre zuge-
traut, als es jetzt den Anschein hat. Oder wirkt sich in Rußland nur die unheilvolle Infektion aus dem Westen aus?

Christian Beneß.

Mensch und Maschine.

Wir suchen nicht mehr Gott, wir suchen den Teufel. Denn es ist da ein dunkles Rätsel: wir sind bereit zu arbeiten, acht, zehn, vierzehn Stunden, nur um das kümmerliche Leben zu haben. Die Erde gibt es auch her, aber es wird verbrannt und vernichtet: das Getreide in Kanada, der Kaffee in Brasilien. Woher kommt das? Jeder weiß es anders: vom Kapitalismus, von den Juden, Jesuiten oder Freimaurern. Man könnte ebenso gut sagen: von den Postboten. Denn die Menschen suchen nicht den „Schuldigen“, sondern den Teufel. Wenn aber die Menschheit wieder an einen Teufel glaubt, dann will sie nicht mehr bessern, sondern erlösen. Dann gibt es nur noch blindes Suchen mit der blinden Phantasie, der blinden Guillotine, mit dem Beil. . .

So ungefähr umschreibt Willy Haas in der „Literarischen Welt“ seine Auffassung von der Vertrauenskrise.

Und von den Teufeln, die man zum Sündenbock stempeln möchte, ist der sichtbarste und nächste die Technik. Sie entseelt und mechanisiert das Leben, sie zwingt den Menschen an die Maschine, macht ihn zum Arbeitsklaven auf der einen, arbeitslos auf der andern Seite.

Dieser Ansicht versucht Adolf Jaut in seiner Schrift **„Technik, technisches Zeitalter und Religion“** (J. C. B. Mohr, Tübingen, 1931) entgegenzutreten. Er sieht den Gegensatz von Religion und Technik wesentlich in einem Mißverständnis, in einer Verwechslung von Technik und technischem Zeitalter. Der Geist des letzteren ist religionsfeindlich, weil er meint, Vernunft und Technik löse alle Lebensfragen und mache Religion und Glaubensgüter überflüssig.

Jaut kommt zum Schlusse, daß sich Religion und Technik nicht ausschließen, sondern ergänzen, weil Technik von Gott nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten sei („Machet euch die Erde untertan“) und weil der Christ seine Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft mit technischen Mitteln besser bewahren und betätigen könne. Aber Jaut traut seinem Rezept selbst nicht. Er ahnt wohl das Ende des technischen Zeitalters, aber ob dem Abendland eine verständigere Auffassung und Anwendung der Technik und damit noch eine bessere Zukunft beschieden sei, ob diese in ruhiger Entwicklung oder unter gewaltigen Katastrophen komme, das wisse kein Mensch. Jaut sieht somit wichtige Teile des Gesamtproblems überhaupt nicht. Auch ist der Versuch, die Technik aus Bibel und Christentum zu rechtfertigen, gar zu billig.

Ganz anders fundiert erweist sich die Schrift von Eugen Böhler: **„Technik und Wirtschaft in den geistigen Entscheidungen der Gegenwart“** (H. R. Sauerländer & Cie., Marau. Heft 3 der „Kultur- und staatswissenschaftlichen Schriften“ der Eidgen. Technischen Hochschule). Den Gegnern der Technik, welche in der Überwucherung des Technischen, in der wachsenden Mechanisierung und Entseelung des Lebens die Hauptursache des kulturellen Niedergangs erblicken, stellt er die Verteidiger gegenüber: Dessauer, der auch in der Technik transzendente Ideen findet, prästabilisierte Formen, die durch das Mittel der Erfindung aus einem Reich der Bereitschaft in unsern Lebensbereich herübergeholt werden, die somit das technische Schaffen dem künstlerischen Schaf-

fen ebenbürtig machen; und Stodola, dem die Technik Herrschaft einer überlegenen Vernunft an Stelle des Chaos ungezügelter Naturgewalten ist, höchstes Ausdrucksmittel menschlicher Sinnverwirklichung, sinnbezogen nicht auf die tierische Herkunft (wie Spengler meint), sondern auf das geistige Ziel der Menschheit, ein „neues Wunder aus dem Zusammenwirken mit der Gemeinschaft“. Beide Verteidiger leugnen die kulturellen Schäden nicht, aber sie führen sie auf einen Mißbrauch der Technik durch die Wirtschaft zurück. Die Wirtschaft ist das schlechtthin Böse, das sich in Geldgeist, Kapitalismus und Profitgier ausdrückt. Böhler trennt nun das, was man „Bedarfsdeckung“ nennt, in drei Funktionen: die technische Aufgabe der Umformung der Natur, die wirtschaftliche Funktion als Gleichgewichtsherstellung zwischen Bedürfnissen und Befriedigungsmitteln, und die organisatorische Funktion einerseits als Verteilung der gesellschaftlichen Leistungen, andererseits als Verteilung der Sozialprodukte. Daraus folgt, daß sich die Technik immer der Wirtschaft unterzuordnen hat, denn die letztere ist für die Erhaltung der ganzen Bedarfsdeckung verantwortlich, die Technik sorgt nur für die Verbesserung einzelner Mittel. Diese Feststellung soll die Technik entlasten und der Wirtschaft die Verantwortung für die kulturelle und soziale Situation aufbürden.

Aber Böhler läßt auch diese Wendung nicht gelten. Er sieht in allen diesen Anklagen nur eine Flucht aus der Verantwortlichkeit, denn Verantwortung für eine kulturelle Situation oder ein Geschehen könne niemals ein Kulturgebiet oder ein Kulturfaktor, sondern immer nur der Mensch tragen. Und die Schuld an den heutigen Zuständen trifft nicht Technik oder Wirtschaft, sondern die Lebensschwäche des geistigen Menschen. Diese Lebensschwäche brückt sich besonders deutlich aus in einer künstlichen Trennung der geistigen und materiellen Kultur, der Theorie und der Praxis, der Ideenwelt und der Wirklichkeit, alles Umschreibungen derselben Unfähigkeit, die Antinomie des menschlichen Daseins zu ertragen. Unsere Aufgabe formuliert Böhler dahin, daß wir die Eindeutigkeit der äußeren und inneren Kultur, der Persönlichkeit und der menschlichen Werte wiederherzustellen und einem geistigen Realismus zum

Durchbruch zu verhelfen haben. Anders ausgedrückt: Anerkennung des geistigen Prinzips als Sinngebung des Lebens und Anerkennung der materiellen Kultur (Technik, Wirtschaft, Politik u. s. w.) als Arbeitsfeld für die Verwirklichung dieser geistigen Sinngebung.

Was an der klar gegliederten Schrift Böhlers so überaus sympathisch berührt, ist sein Bemühen, den Menschen an seine eigene Verantwortlichkeit zu erinnern. Aber es scheint uns doch, daß er einer Sinnverschiebung zum Opfer fällt. Gewiß kann nur der Mensch Verantwortlichkeit als bewußter Urheber übernehmen. In diesem Sinne erklärt aber niemand Technik und Wirtschaft verantwortlich, schon deswegen nicht, weil sie nicht Persönlichkeiten, sondern Einrichtungen sind. Vielmehr verstehen die Ankläger die beiden Faktoren als Ursache der Entseelung und Mechanisierung unserer Kultur, als unhemmbaren Einfluß auf Gesinnung und Lebensgestaltung, dessen Wirkungen sich zu entziehen nur ganz wenigen gelingt. Wohl hat der Mensch sich diese Ursache selbst geschaffen, und so gesehen ist er für ihre Entstehung verantwortlich. Ihre Wirkung aber aufzuhalten oder auch nur abzuschwächen, ist der Mensch nur in sehr geringem Umfang imstande. Er wurde verantwortungslos und äußerlich, weil sich Technik und Wissenschaft seit Jahrzehnten eifrig bemühten, ihm alles Tun abzunehmen und die Verantwortung auf alle möglichen dunklen Mächte (Vererbung, Urtriebe, Komplexe u. s. w.) und Faktoren abzuwälzen. Die Frage ist eben, ob es trotz der verheerenden Wirkungen der technischen Errungenschaften gelingt, das Verantwortungsbewußtsein jedes Einzelnen für das Schicksal der Allgemeinheit zu wecken, oder, wie Böhler sehr schön sagt, „das Format des Menschen dem Format seiner Schöpfungen anzupassen“.

Hier setzen die Pessimisten ein. Sie sagen, daß, je größer die menschlichen Schöpfungen wurden, desto kleiner und unfähiger der europäische Mensch seinen Werken gegenüber geworden sei. Zuletzt habe er noch ihre Geheimnisse an ungeistige Völker verraten.

Wenn man Paul Valéry glauben darf, hat er schon vor zwanzig Jahren diesen „Verrat an der Technik“ gesehen. In der „Corona“ (Septemberheft, Verlag R. Oldenbourg, München 1931) gibt

H. A. Schröder eine Überetzung des Vorwortes zu einem Buch Valéry's über „**Größe und Niedergang Europas**“. Wir lesen da: „... Die Geschichte wird aller Voraussicht nach niemals einen sinnlosen Vorgang zu verzeichnen haben, als die Konkurrenz der europäischen Länder auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet... Während durch die Arbeit der besten europäischen Köpfe ein ungeheures Kapital technischen Wissens aufgehäuft wurde, verfolgte eine geschichtlich gewordene Politik der Begehrlichkeiten und der Hintergedanken in aller Seelenruhe den Weg ihrer Überlieferungen; und eben dieser kleinen europäischen Geist lieferte in einer Art hochverräterischen Vorgangs gerade an die, die man gesonnen war, zu beherrschen, die eigenen Machtmittel und Methoden aus... Es ist unnütz, sich gewalttätige Erschütterungen, gigantische Kriege, Interventionen à la Dschengis-Chan als Folge dieses kindischen und planlosen Betragens vorzustellen. Man darf ruhig auf das Schlimmste gefaßt sein. Man überlege einen Augenblick, was von Europa übrig bleiben wird, wenn dank seiner Vorseorge in Asien zwei Duzend Creusot, Essen, Manchester, Roubaix bestehen, wenn Stahl, Seide, Papier, chemische Produkte, Textilien, Keramik u. s. w. dort in erdrückender Menge zu ununterbietbaren Preisen von der enthaltstamen und an Zahl größten Bevölkerung der Erde hergestellt werden, deren Anwachsen noch durch die Verbreitung hygienischer Maßnahmen gefördert wird...“

Auch **Oswald Spengler** weist in seinem Buch „**Der Mensch und die Technik**“ (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1931) auf diesen Verrat am technischen Wissen hin. Aber er holt weiter aus. Er sieht Technik als Taktik des Lebens und unterscheidet die ewig unveränderliche Gattungstechnik der Tiere von der erfinderischen Einzeltechnik des Menschen. Dennoch ist ihm der Mensch ein Raubtier, das seine alten Instinkte und Triebe bis heute behalten hat. Im Gegensatz zur darwinistischen Lehre hält er es für sicher, daß die Hand nicht allmählich entstanden sei, sich entwickelt habe, sondern plötzlich dagewesen sein müsse, als „Mutation“ (im Sinne H. de Vries'), die alle Exemplare der Gattung ergriffen habe, ohne Ursache, selbstverständlich, meint Spengler — (um gleich hinzuzusetzen, daß dies der geheimnisvolle Rhythmus der Wirklich-

keit sei, Ursache, die keine ist). Zur Hand gehöre auch sofort die Waffe, eins ohne das andere sei nicht denkbar. In einer ungeheuren Zusammenschau zeichnet nun Spengler Entwicklung und Aufstieg des Menschengeschlechts. Man muß bei ihm selber nachlesen, wie er die Entstehung der Sprache, der gemeinsamen Unternehmung, der Urstände (Adel und Priestertum über dem bäuerlichen Landleben) erklärt, wie er eine Linie zieht von Urzeiten bis zum Erwachen des faustischen Triebes, nicht mehr die Natur in ihren Stoffen zu plündern, sondern sie mit ihren Kräften selbst ins Joch zu spannen. Aus den gotischen Mönchen, die über Dampfschiffe und Flugzeuge nachdachten, wurde der weltlich gelehrte Erfinder, der Priester der Maschine. Die faustische Kultur wird, wie jede hohe Kultur, zur Tragödie; die Maschine empört sich gegen den Menschen, der gestürzte Sieger wird von dem rasenden Gespann zu Tode geschleift. Drei Symptome des Verfalls nennt Spengler: Abnahme der Führernaturen (Nachlassen der schöpferischen Kraft), Meuterei der Hände (Arbeiterfrage) und, (wie Valéry), Verrat der technischen Verfahren und Wissenschaften an die farbige Welt. Daher betrachtet er die Arbeitslosigkeit der weißen Länder nicht als Krise, sondern als Beginn einer Katastrophe.

Aber wenn es wahr ist, daß dem faustischen (europäischen) Menschen die faustische Technik inneres Bedürfnis ist, wenn er, und nur er, in ihrer Form denkt, fühlt und lebt, dann übersehen beide Autoren, Valéry wie Spengler, daß die farbigen Völker wohl Nachahmer, aber nicht Schöpfer sein können, daß der faustische Mensch immer der Vorangehende sein wird — wenn er seine Führerrolle nicht selbst aufgibt oder zerstört. Die Hinneigung der Jugend zum Sport genügt aber noch nicht, von einer Abnahme der Führernaturen oder von einer Flucht der geborenen Führer vor der Maschine zu sprechen. Trotzdem bleibt es wahr, daß Europa nur durch sich selbst zu Grunde gehen kann. Daß es auf dem besten Wege zur Selbstvernichtung ist, bedarf kaum eines Nachweises.

Welches das Ende sein würde, schildert **Fedor Bergin** am Schlusse seines (leider ganz durch die schiefe Optik der Psychoanalyse gesehenen) Buches „**Das**

unbewußte Europa“ (Heß & Co., Wien-Leipzig, 1931). Sein „Vermächtnis an die künftigen Erforscher der europäischen Wüste“ lautet in der Hauptsache:

„So Ihr in einigen Jahrzehnten die europäische Wüste durchforschet, nachdem die Gistgase des letzten Krieges sich zer-
setzt haben, wisset, daß die Europäer sich selbst zugrunde gerichtet haben. . . Die Wunder der Organisation, der Technik, der Wissenschaft, der Romantik, die sie Euch hinterlassen haben, mögen Euch nicht so sehr erstaunen. Denn sie blieben trotz allem seelisch kleine Kinder. . . Immer gleich primitiv, unfähig, sich real zur Umwelt einzustellen, nützte ihnen ihr Wissen nichts, es sei denn, daß sie schließlich so wundervoll erlesene Mordwaffen ergründeten und herstellten, um sich damit die Massenflucht aus ihrer Kultur zu ermöglichen. Sie haben sich umgebracht, weil sie ihre eigene Kultur

haßten. . . Das Natürliche in ihrem Menschentum haben sie so lange vergöttlicht, bis jede natürliche Regung zur Sünde wurde. Sodann haßten sie die Sünden ihrer Mitmenschen, bis sie sich davon durch Mord befreiten. Sie vergeudeten alle ihre Kräfte, um die seelischen Konflikte zu lösen, an denen sie schließlich doch verbluteten. Die Gesetze des Wahnsinns sind die Erklärungen für ihre Geschichte. Darum seid behutsam, wenn Ihr europäische Ruinen durchwandert. Auch Ideale sind Gistgase.“

Vielleicht ist auch Bergins Prognose noch zu optimistisch? Nichts spricht dagegen, daß unsere Kriegs-Chemiker Gistgase erzeugen, welche den ganzen Planeten zur Wüste machen und nicht nur dreitausend, sondern zwanzigtausend Jahre der Entwicklung auslöschen.

H e r m a n n W i e d m e r.

Heimatliches.

Emil Balmer: Chrüztreger. Verlag A. Franke, Bern.

Wer mit anspruchsvollen Ohren behaftet ist, weiß, daß es in den tiefen Lagen unseres Landes, wo die Bevölkerung dichter beisammensitzt, dem Schweizerdeutschen nicht gut geht. Das verschnittene, aber großtönende Mundart-radebrechen, das Abend für Abend strohern gegen die Wände unzähliger Sitzungszimmer, Rat- und Vortragssäle raschelt und das jeder Eidgenosse sich beflissen aneignet, der etwas werden und gelten will, macht nicht umsonst Schule.

Da empfindet man es denn allbereits als eine Wohltat, wenn ein rechtes, echtes Schweizerdeutsch einem wenigstens vor die Augen kommt. Und das kann einem wohl bei einem Berner noch zu allererst begegnen. E m i l B a l m e r beweist es mit seinem Buche „Chrüztreger“ in Laupener Mundart, deren Reinheit und Frische so sorglich gewahrt ist, daß es Genuß gewährt, Saß um Saß davon zu kosten und sich vom innern Ohr in Klang umsetzen zu lassen. Vor der verdienstlichen Leistung solcher Mundartpflege darf ruhig der Inhalt erst etwas zurücktreten. Damit soll aber, was Balmer erzählt, nicht etwa als belanglos hingestellt werden. Es sind stille, schlichte Leute, meist aus dörflicher Enge, die in den fünf Geschichten

auftreten. Alle tragen sie ihr Kreuz durchs Dasein: der Jüngling aus dem Welschland, der zum ersten Mal in die harte Fremde muß, die verwöhnte Herrentochter, die mit dem Stallburtschen ihres Vaters sich eingelassen und damit ihr Leben verpfuscht hat, die „Frömdi“, die in den feindselig geschlossenen Kreis von bössartigen Dorfgenosinnen hineinheiratet, der mißleitete Verdingbub und der „Wallerer“, der riesenstarke Senn, der von den Knechten des Bogts zum Krüppel geschlagen wird. Dieser Hauptgestalt des Buches, die im ersten Teil der Geschichte sich zu einem bernischen Tell auszuwachsen verspricht, wird mancher etwas mehr Eisen ins Blut wünschen, etwas von der herben Art, wie sie die Brene im „Gwüsse“ an sich hat. Gelegentlich reden, ja predigen sie etwas zu bereitwillig von ihrem Leid, diese Kreuzträger. Aber das im Ganzen doch treu und anmutig gezeichnete Bild des Volkslebens und der heimatlichen Landschaft drängen die Bedenken stets wieder in den Hintergrund. Die Erzählung vom großen Wallerer schildert ein auch volkskundlich wertvolles Stück Berner Bauernleben, das offenkundig auf bester Überlieferung beruht und sehr eindrucksvoll ist. Kurz, das so frisch und anziehend geschriebene Buch wird immer dankbare Leser und, besonders, Leserinnen finden. A r n o l d B ü c h l i.

Jakob Frey: Menschen der Heimat. Erzählungen. Verlag H. R. Sauerländer, Aarau.

Eine dritte Folge von Erzählungen, die Carl Günther aus dem Gesamtwert des noch unvergessenen Aargauer Dichters herausgehoben und mit einem knappen, trefflichen Vorwort eingeleitet hat. Er stellt in diesem Bande nun fünf Geschichten zusammen, die einmal nicht historisch gebunden sind, und tut gut daran. Mögen die geschichtlichen Erzählungen Jakob Freys ihn zuerst bekannt gemacht haben — erst hier in diesen frei gestalteten Schicksalen entfaltet sich seine warm ans Herz greifende Novellenkunst ganz. Immer sind es, auch im ärmlichen Gewande und Stande, noble Naturen mit unverbogenem, unverfälschtem, gesundem Innenleben, die er vor uns hinstellt und immer ihrem Wesen entsprechende Pfade gehen läßt. Man fühlt sich wohl unter ihnen. Und doch haben sie nichts Alltäglichen, Nüchternes an sich, und nirgends wählt Frey bequeme triviale Lösungen der Konflikte, die psychologisch stets gut begründet sind, sich aber nie in das unleidliche, heute so gehätschelte Seelenzerwühlen und -zerfasern verlieren. Und der zielbewußte geborne Erzähler bewährt sich auch darin, daß er die gleichmäßig fortschreitende Handlung nirgends in Lyrik auflöst noch in breite Betrachtungen oder Schilderungen verschwemmt, so sehr ihm an genauer Gestaltung der Natur liegt, die er als vorzüglicher Beobachter meistert, und nicht etwa nur die seiner geliebten Juralandschaft. Wie lebendig und farbenreich wird uns in der Erzählung „Verbrecher in Gedanken“ bündnerische Bergstimmung! Die Beschreibung des Föhnsturms auf dem Paß, der verheerenden Rufe in dem Dorfe Bergün; das sind starke Leistungen. Frey's Sprache hat noch etwas von dem Schwung des silbernen Zeitalters unse-

rer Literatur, hat kaum je einen verstaubten Ton (höchstens etwa in dem unsern Ohren mißlingenden Alm statt Alp). Dafür entschädigt uns jene edle Treuherzigkeit, Offenheit und großzügige Güte, die Freys Gestalten oft mit denjenigen Kellers gemeinsam haben, ohne daß irgendwie an Abhängigkeit zu denken wäre. Dergleichen lag in der Luft des Jahrhunderts. Wie hoch stehen diese menschlich so ansprechenden, ja ergreifenden Geschichten über dem vielfach zu Unrecht gepriesenen Roman- gestrichel übergescheiter Modeschriftsteller, die heute gepriesen und morgen vergesen werden. Halten wir uns an diesen begabten Erzähler, der so tief ins heimische Volkstum hineingegriffen und dem seine Zeit und sein Land so wenig Dank gewußt hat.

Arnold Büchli.

Josef Reinhart: Helden und Helfer. Lebensbilder für die Jugend dargestellt. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. 335 S., geb. Fr. 7.50.

Schaut der Erwachsene in Übergangszeiten nach Führern und entscheidenden Persönlichkeiten aus, wie sollte es der junge Mensch nicht tun, der seinen Zustand im Tiefsten als etwas empfindet, das er überwinden wird. Es greift ans Herz, wie Josef Reinhart, selbst ein „Helfer“, in diesem grundguten Buche der suchenden Jugend entgegenkommt und ihr spendet, wessen sie bedarf: er reicht ihr die liebevolle und bewegte Zeichnung der Lebensgeschichten von zwölf Menschen, die durch restlose Hingabe an ihre Aufgabe zu Helden und Helfern geworden sind. Wer irgendwie mit der jungen Welt zu schaffen hat, weiß, wie sehr ihr Hilfeleistung im Sinne dieses Buches nützt, und kann nur überzeugt den Ruf weitergeben: Sorgt, daß es die auch erreiche, denen es gilt!

Carl Günther.

Schweizerische Städte.

Alfred Hartmann: Basilea Latina, Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel, 1931.

Ein vor nicht langer Zeit erschienenes, dem Umfange nach zwar nur kleines Werk verkündet den Ruhm Basels als der großen Stadt des Humanismus. Es ist ein Lesebuch für die Gymnasien und enthält lateinische Texte von Schriftstellern

des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die damals in Basel gelebt hatten: von Aeneas Silvius, von Erasmus Rotterodamus, von Beatus Rhennus, von Bonifatius Amerbach und andern. Keine Stadt diesseits der Alpen, meinte der große englische Erasmus-Forscher Allan, könnte eine derartige Sammlung aufweisen. Die Auswahl

und die Bearbeitung ist von Herrn Dr. Alfred Hartmann getroffen worden, ein Musterbeispiel, wie Anmerkungen auf den knappsten Ausdruck einer Erläuterung und Erklärung gebracht werden können: gewissenhafteste Arbeit und zuverlässiges Wissen verbinden sich hier auf kleinstem Raume. Diese Anmerkungen gestatten auch demjenigen, dessen Latein eingerostet ist, bei gelinder Anstrengung sich dem von Jacob Burckhardt so gepriesenen Genuß der Beschäftigung mit den Quellen hinzugeben. Ein otium cum dignitate zu verbringen, kann nicht leicht glücklicher als durch Vertiefung in diese Sammlung geschehen.

Besonders reizvoll sind die am Schluß mitgeteilten Inschriften einiger berühmter Grabdenkmäler hauptsächlich aus dem Münsterkreuzgang. Wer etwa schon vermeint hatte, so im Vorbeigehen sie lesen zu können, hat sich von der Schwierigkeit, die sie durch ihre Gedrängtheit und die gehobene Sprache verursachen, überzeugt. In der Hartmann'schen Basilea Latina (Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartementes Basel-Stadt, 1931) und freundlich vom Herausgeber unterstützt, kann er sich in aller Ruhe an die Entzifferung heransmachen.

Gerhard Boerlin.

Lese-Proben

Simon Gfeller: Drätti, Müetti u der Ehlyn.

(Simon Gfeller: Drätti, Müetti u der Ehlyn, Bilder us myr Suebezyt; Verlag Franke, Bern, 1931.)

Be Drätti guet ischt ufgleit gsi, het er mängisch asoh brichte vo alte Zyte u wie's denn ggange syg. Sy Großvater syg e Schumeischer gsi, e Schumeischer u Wäber, ganz so eine, wie se der Gotthälf gschilberet heig. Der Wäbstuehl syg imen Egge vo der Schuelstube gytange, u wen es Ehing sy Frog heig uswändig chönne, syg es zum Wäbstuehl vüre cho uffäge. Dä, wo se-n-alben am schlächteste chönne heig, syg em Schumeischer sy Junge gsi. Der Großvater hätt au gärn e Schumeischer us ihm gmacht, aber do dra syg gar nid gsi z'däiche. Drättis Vater heig e schwache Chopf gha u syg ganz en Ungschickte gsi, u das heig der Großvater erschrockeli gmueiht. Der Vater syg du au e Wäber worde, heig's aber syh Läbelang nienehi brunge. Solang f'alte Gald no im Umlauf gsi syg, heig er der Wäblohn no mit Angscht u Not sälber chönne usrächne; aber mit der neue Währig syg er niemeh zgrächt cho. Ar, Drätti, heig ihm de albe müessen usrächne, was er für nes Wub höüsche dörf.

Vo syh Muetter het Drätti nie vil erzellt, nume, jie syg en armi, bräschthasti Frau gsi, u wo der Vater syg gestorbe gsi, heig är sche müessen erhalte u dertürwillen ersch spät chönne hürate. Vom Vater heig er'sch Wäbe glehrt gha, u zwüschyhe syg er de go tawne. Aber es heig derby chuum usegluegt, daß me derbo heig chönne läbe. Denzemo heig me no für füfezwänzg bis füfedryßg Rappen im Tag u bi magerer Choscht müesse Fuhre hade, bis ein schier der Rücken abenangere gheit syg. Vo Znüni u Zobe heig men i üser Gäget no nüt gwüßt u mängisch vor Müedi u Hunger d'Haue u d'Bei fasch nümme möge glüpfe. Halblynigi Chleider heigi nume die Rychsche vermöge, die angere heigi zwilchigi treit u sygi am Sunndi i Zwilchleideren i d'Ehliche. Wo 's Znüni- u Zobenäßen uuscho syg, heigi vil Buure gschraue, jeh müesse sie verlumpe, die unerhörte Frässerei syg der Ungerang vom ganze Buurestang. U wo alls Sperze bergäge nienerfür gsi syg, heige sie ersch rächt wellen uf d'Löhn drücke u gjammeret, jie vermögen abselut nid meh z'gäh. Drum heigi är u Müetti als lhdig weni chönne näbenumme tue u z'fäges mit nüt müessen asoh.

(Aus dem Bild „Drätti u Müetti“, S. 272/73.)

très francophile et qu'il peut prendre ses désirs pour des réalités. Je n'en accueille pas moins ses renseignements avec la joyeuse émotion d'un cœur qui se refuse à désespérer.

Eine nicht gerade ehrenvolle, aber leider nur allzu sehr zutreffende Kenn-

zeichnung eines schweizerischen Bundespräsidenten, der sich so sehr für die eine Kriegspartei einsetzt, daß sein Urteil nicht mehr auseinanderhalten kann, was Wunsch und was Wirklichkeit ist!

D.

Besprochene Bücher.

Balmer, Emil: Chrüzträger; Francke, Bern.

Böhler, Eugen: Technik und Wirtschaft in den Entscheidungen; Sauerländer, Aarau.

Capp, Marcelle: Des hommes passèrent; Edition du Tambourin, Paris.

Faut, Adolf: Technik, technisches Zeitalter und Religion; Mohr, Tübingen.

Feuchtwanger, Lion: Erfolg; Kiepenheuer, Berlin.

Frey, Jakob: Menschen der Heimat; Sauerländer, Aarau.

Gfeller, Simon: Drätti, Muetti u der Chlyn; Francke, Bern.

Gläser, Kurt: Frieden; Kiepenheuer, Berlin.

Hartmann, Alfred: Basilea Latina; Basel.

Hervé, Gustave: Versöhnung oder Krieg; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Kampmann, Theodor: Licht aus dem Osten; Bergstadtverlag, Breslau.

Keller, Max Leo: Schweizerische Energiewirtschaft; Sauerländer, Aarau.

Liepmann, Heinz: Der Frieden brach aus; Phaidon Verlag, Wien.

Reinhart, Josef: Helden und Helfer; Sauerländer, Aarau.

Remarque, Erich Maria: Der Weg zurück; Prophäen-Verlag, Berlin.

Renn, Ludwig: Nachkrieg; Agis-Verlag, Wien.

Schäfer, Wilhelm: Wahlheimat; Huber, Frauenfeld.

Spengler, Oswald: Der Mensch und die Technik; Beck, München.

Valéry, Paul: Größe und Niedergang Europas.

Bergin, Fedor: Das unbewußte Europa; Hef, Leipzig.

Viénot, Pierre: Incertitudes Allemandes; Valois, Paris.

Wiegand, C. F.: Vagant und Vagabund; Huber, Frauenfeld.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung, Verlag und Versand: Zürich 2, Stoderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stoderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.